



(un)vergessen

Eine Reise in die Vergangenheit

„(un)vergessen“. So lautet der Titel der neuen Ausstellung einer Fotogruppe im Müllerhaus Rhaudefehn. Allein der Titel weckt bereits Neugierde. Wie ist das gemeint? Acht Fotografinnen und Fotografen des Kunstkreises Rhaudefehn haben sich, jeder auf seine Weise, mit dem Thema des Vergessens oder Nichtvergessens auseinandergesetzt und dann ihre Inspiration über das Medium Fotografie in Szene gesetzt. Erinnerungen, Trauer, Historisches, Mahnendes, Traditionelles, Geheimnisvolles. Die Bandbreite der Assoziationen beim Betrachten der Kunstwerke ist groß. Aber auch Technikinteressierte kommen auf ihre Kosten. Kunst, die jeden abholt und die jeder in seinem Herzen mit nach Hause nehmen kann. Die Ausstellung wird am 3.9.2023 um 14 Uhr mit einer Vernissage eröffnet und lädt bis zum 24.9.2023 jeden Sonntag von 14 Uhr bis 17 Uhr in der Galerie Hahnentange, 1. Südwieke 209, in Rhaudefehn zu einem Besuch ein. Jeder ist herzlich eingeladen. Während der Öffnungszeiten wird mind. einer der Künstler anwesend sein und kann auf Wunsch in die Ausstellung einführen.

Sylvia Laing

Titelbild: Ernst-Otto Sommerer

Ryan Adberg

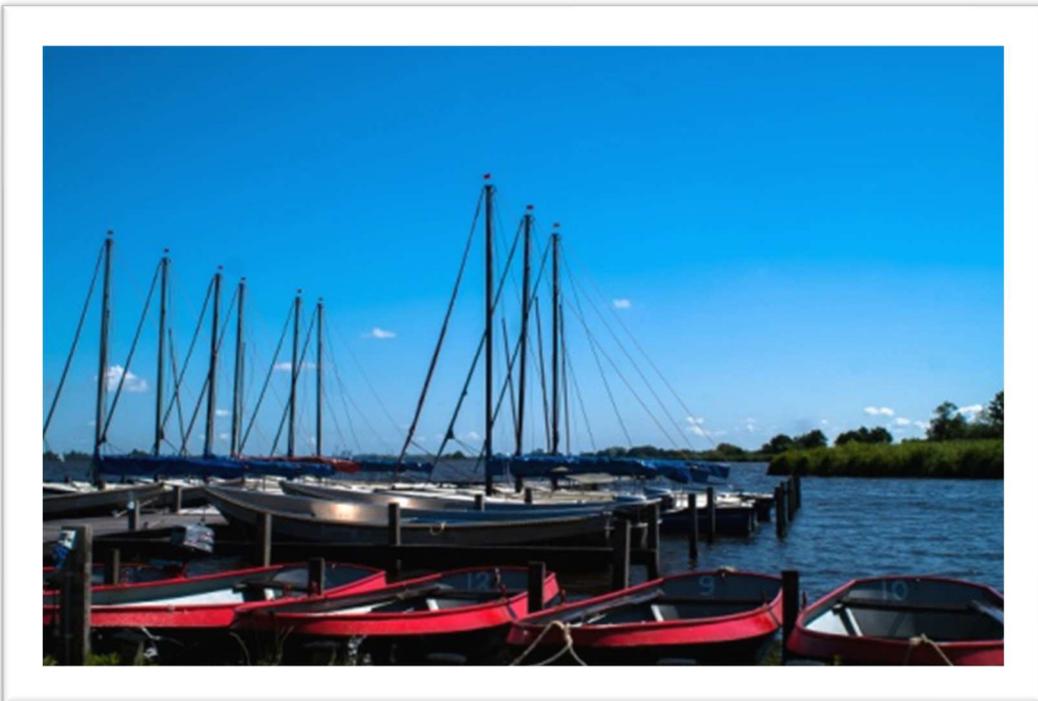
Geboren 1937 in Groningen (NL), im Kunstkreis seit 2004, lebt und genießt das Leben in Ostrhauderfehn. Fotografiert - wenn er Lust und Laune hat - alles was er als interessant erfährt. Hat ausgestellt in z.B. Alvor (Portugal), Rhauderfehn (DE), Montecatine Terme (I), Ir-kutsk (Siberien), Calaratjada (ESP), Steenwijk (NL).



Domals noch mit Speei in de Hannen, mit Sweet vör de Bregen un mit de Natur in't Hart. Un nu, immer mehr witte Kragen, dagenlange Tagungen un meistens lösse Verspreken.



Eens een Groninger en nog altijd geen Europeaan of wereldburger. Het Gronings dialect, Ede Staal, Aletta Jacobs enz., vervang je niet zomaar door Baerbock, Esperanto of Paolo Conte..



Damals und heute. Eine Welt voller Unterschiede jedes Zeitalter hat seine Vor- und Nachteile und unterscheidet sich wesentlich u.a. durch seine Interpretation / Darstellung



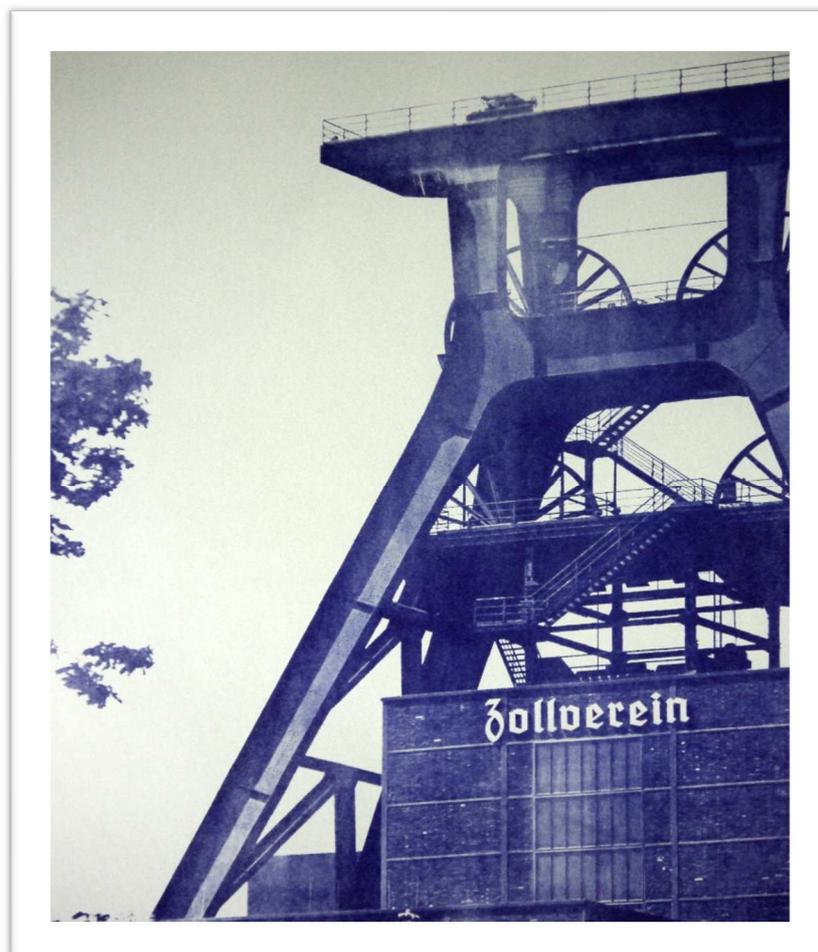
Dasselbe Foto ist für die Einen: „was haben wir **genossen** von dem Wenigen, was wir ab und zu mal hatten“. Für die Anderen bedeutet es vielleicht: „**unwahrscheinliche Armut**“ (das Leben war für uns damals doch nicht lebenswert). Und so kann auch ein Foto u.a. verschiedene Gedanken aufrufen, Erinnerungen wieder wachrütteln, politische Auffassungen bestätigen oder den Betrachter mal wieder genießen lassen von einem Ereignis vor vielen Jahren.

Ulla Berg

Geboren 1953, aufgewachsen im Ruhrgebiet, Wahlostfriesin seit 1980, fotografiert seit ihrer frühen Kindheit. Ihr Interesse gilt der weiteren Bearbeitung digitaler Fotos, wie Cyanotypie, Gummidruck, Siebdruck.

UNVERGESSEN ...

... die Zeche Zollverein in Essen-Altenessen, Motiv meiner ausgestellten Arbeiten. 1928 die modernste und „schönste Zeche der Welt“, heute Architektur- und [Industriedenkmal](#). Gemeinsam mit der unmittelbar benachbarten Kokerei Zollverein gehören die Schachtanlagen 12 und 1/2/8 der Zeche seit 2001 zum Welterbe der [UNESCO](#). Die Architekten Fritz Schupp und Martin Kremmer entwarfen die Schachtanlage, die als architektonische und technische Meisterleistung galt und richtungweisend für den sachlich-funktionalen Industriebau wurde.



Cyanotypie

VERGESSEN ...

... und gerne auch romantisiert, die unzumutbaren Arbeitsbedingungen der Kumpels unter Tage, aber auch die "Maloche" der Arbeiter über Tage.

UNVERGESSEN ...

... meine eigene Kindheit und Jugend im "Pott". In den rebellischen 60er Jahren wurde der Grundstock für mein späteres Leben gelegt. Gemeinschaft, Solidarität sind bis heute entscheidende Grundwerte meines Handelns. Meinen ersten Kontakt zur Fotografie bekam ich durch meinen drei Jahre älteren Cousin. Schriftsetzer bei den Ruhr Nachrichten und ein begnadeter Fotograf. Seine Hasselblad hatte er immer im Kofferraum seines Autos dabei. Das winzige Badezimmer seines 1-Zimmer-Apartments wurde zu unserer Dunkelkammer.

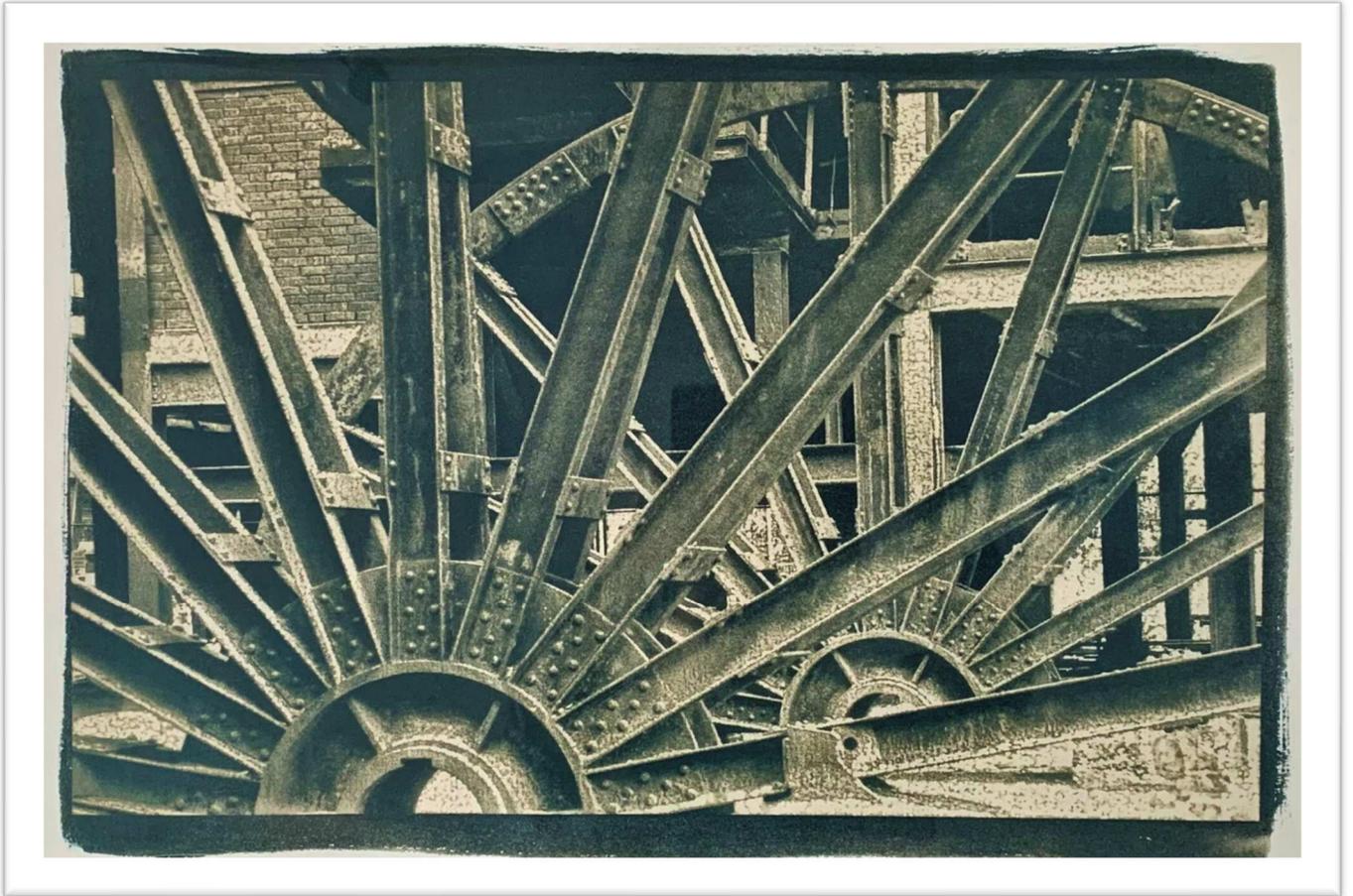
VERGESSEN ...

... und oft verklärt, die Lebensumstände in dieser Zeit. Die viel zu kleinen Wohnungen, der viel zu geringe Lohn für harte Arbeit. Dazu die starke Verschmutzung unseres Lebensraumes.

UNVERGESSEN ...

... die Cyanotypie, auch als Eisenblaudruck bekannt, ein altes fotografisches Edeldruckverfahren mit blauen Farbtönen.

Im Jahr 1842 entwickelt, war sie das dritte Verfahren nach der Daguerreotypie und Kalotypie zur Herstellung von stabilen fotografischen Bildern. Es ist ein Verfahren, das auf Eisen und nicht auf Silber beruht. Anna Atkins, eine britische Naturwissenschaftlerin, machte diese fotografische Technik durch ihre Bücher bekannt, in denen sie Farne und andere Pflanzen mit Cyanotypien dokumentierte. Sie gilt durch diese frühe Anwendung als erste Fotografin (s. Wikipedia).



Cyanotypie getont

UNVERGESSEN ...

... auch der Siebdruck, ein Druckverfahren bei dem die Druckfarbe mit einer Gummirakel durch ein feinmaschiges Gewebe hindurch auf das zu bedruckende Material gedruckt wird.



Siebdruck

VERGESSEN ...

... sind diese Druckverfahren bis heute nicht. Die Siebdrucke von Andy Warhol sind mit Sicherheit den meisten kunstinteressierten Menschen bekannt. Die Cyanotypie findet sich auch in Arbeiten gegenwärtiger Künstlerinnen und Künstler u.a. bei Ute Lindner und Patrik Huber.

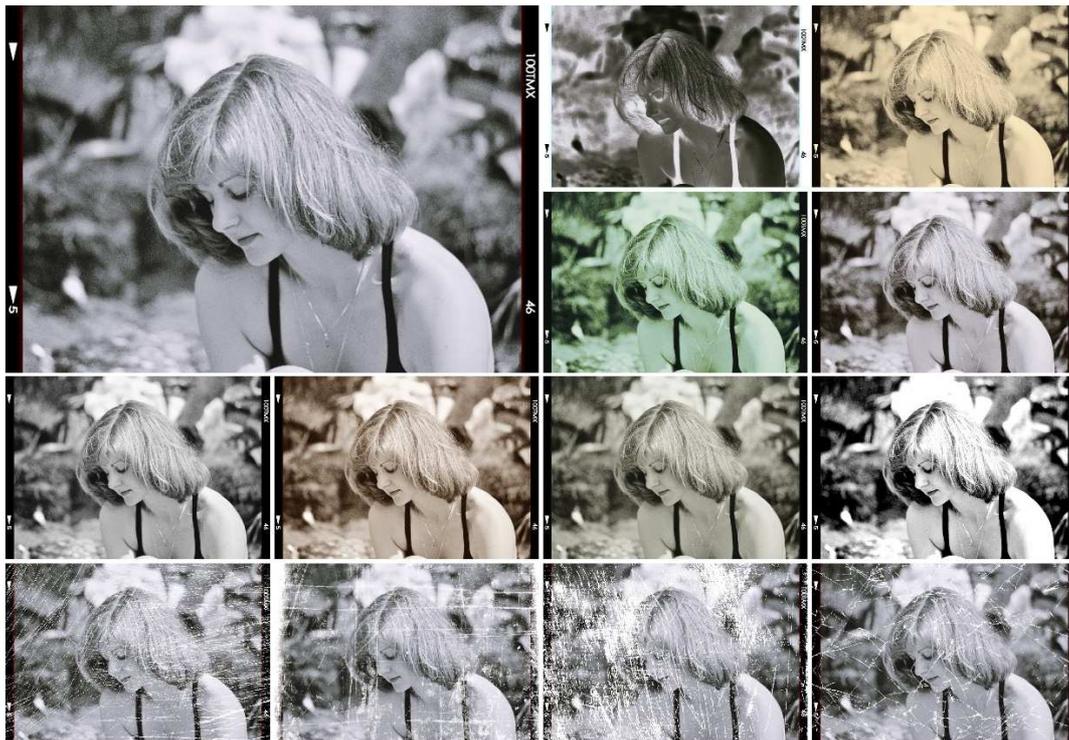
Peter Bösken

Geboren 1955, lebte lange im Westerwald, jetzt Wahlostfriese. Er ist ein enthusiastischer Hobbyfotograf und lebt nach dem Wahlspruch: „Ohne Fotografie ist der Moment für immer verloren, so als ob es ihn nie gegeben hätte“ (Richard Avedon, 1923 -2004).

Als enthusiastischer Hobbyfotograf begann ich im Alter von 16 Jahren mit dem Fotografieren und Filmen. Meine Leidenschaft für die Fotografie führte mich zu einer Mitgliedschaft im Verein zur Förderung künstlerischer Bildmedien Bayer e.V. in Leverkusen, wo ich viele Jahre aktiv war.

Im Verein lag mein Schwerpunkt auf der analogen Schwarzweißfotografie. Ich war fasziniert von der Möglichkeit, den gesamten Prozess der Bildentwicklung selbst in die Hand zu nehmen. Schritt für Schritt erlernte ich die Techniken der analogen Fotografie, angefangen bei der Belichtung und dem Umgang mit der Kamera, bis hin zur Entwicklung der Filme und der Erstellung von Kontaktabzügen.

Die analoge Schwarzweißfotografie hatte einen ganz besonderen Reiz für mich. Das Spiel mit Licht und Schatten, die Kontraste und die klassische Ästhetik faszinierten mich. Es war eine Art der Fotografie, die Geduld, Sorgfalt und handwerkliches Geschick erforderte.



Jeder Schritt im Prozess war von Bedeutung. Die Wahl des Films, die Belichtungseinstellungen, die Entwicklung des Films in der Dunkelkammer und schließlich die Erstellung der Kontaktabzüge – all diese Schritte waren Teil eines kreativen Prozesses, der mir viel Freude bereitete.



Besonders faszinierte mich die Technik der Kontaktabzüge. Dabei legte man den entwickelten Film direkt auf das Fotopapier und belichtete es, um ein verkleinertes Abbild jedes einzelnen Bildes zu erhalten. Das Ergebnis war eine Kontaktbogen mit einer Reihe von Miniaturbildern, die ich liebevoll betrachtete und auswählte, um sie weiter zu vergrößern.

Es war ein zeitaufwändiger Prozess, der viel Geduld erforderte, aber das Ergebnis war es wert. Jeder Kontaktabzug war ein kleines Kunstwerk für sich und hielt die Schönheit und den Charme der analogen Fotografie fest.

Es war eine Zeit, in der digitale Fotografie noch nicht so weit verbreitet war wie heute. Die analoge Schwarzweißfotografie war eine Kunstform, die besondere Kenntnisse und Fähigkeiten erforderte. Es gab etwas Magisches daran, den Moment einzufangen, den Auslöser zu drücken und später das Ergebnis in den Händen zu halten.

Ich erinnere mich gerne an diese Zeit zurück, an die Stunden, die ich in der Dunkelkammer verbracht habe, um meine Bilder zum Leben zu erwecken. Die

analogen Schwarzweißfotos haben eine ganz besondere Atmosphäre und Ausdruckskraft, die ich in der digitalen Fotografie manchmal vermissen.



Obwohl die digitale Fotografie heute dominierend ist, bin ich froh, dass ich die Gelegenheit hatte, die analoge Schwarzweißfotografie zu erlernen und zu praktizieren. Es war eine wertvolle Erfahrung, die meine Fähigkeiten als Fotograf erweitert und mein Verständnis für den kreativen Prozess vertieft hat. Die Erinnerungen an diese Zeit und die vielen Fotoprojekte, die ich realisiert habe, sind ein wichtiger Teil meiner fotografischen Reise.

John S. S.

Jörg Furch

Geboren 1942. Aufgewachsen in Jever, Landkreis Friesland. Ich fotografiere seit meinem achten Lebensjahr und habe mit zehn Jahren meine erste eigene Kamera erhalten.

Aufnehmen, entwickeln, vergrößern oder Abzüge machen waren in der Jugendzeit meine große Leidenschaft. Nach dem Schul- und Berufsabschluss war ich von der Technik der Kameras fasziniert und begann sie, je nach finanziellen Möglichkeiten, zu sammeln.

Als die digitale Fotografie den Markt immer mehr beherrschte, beschloss ich, eigentlich keine Kameras mehr zu sammeln. Eigentlich.

Das Sammeln analoger Kameras ging eingeschränkt weiter. Aber auch die digitale Fotografie und ihre Technik hat ihre Reize.

Aber jetzt muss Schluss damit sein.

Nur noch (gelegentlich) Bilder machen, fotografieren!?

Unvergessen – Mein Opa, die „Photographie“ und ich

Aufgewachsen bin ich nach dem Ende des zweiten Weltkriegs in Jever im Kreis Friesland. Ich hatte das Glück, nicht nur mit meinen Eltern, sondern auch bei meinen Großeltern mütterlicherseits leben zu dürfen. Wir waren drei Generationen unter einem Dach. Alle hatten trotz ihrer beruflichen Belastungen immer Zeit für uns Kinder. Besonders aber mein Großvater mütterlicherseits, mein Opa.

Aus heutiger Sicht hatte mein Opa nicht nur fast immer Zeit für mich, er konnte auch alles. Er war gelernter Tischler, aber immer vielseitig interessiert. Politisch, musikalisch, handwerklich und und und...

Er spielte Geige, Mandoline, Gitarre, Handharmonika. Da war es selbstverständlich, dass auch ich ein Instrument lernen musste. Gerne hätte ich Klavier gespielt. Aber wir hatten keines und der Kauf war damals für die Familie viel zu teuer. Also „durfte“ ich Geige spielen lernen auf der Geige von Opa.

Ausgebildet bei einem Berufsmusiker, waren die monatlichen Vorspielstunden bei meinen Eltern und Großeltern eigentlich immer ein Horror für mich.

Die Liebe zur Musik ist geblieben.



Mein Opa war zeit seines Lebens immer ein begeisterter Fotograf. Über den Krieg gerettet hatte er seine Plattenkamera mit doppeltem Bodenauszug und als Objektiv einem Doppel-Anastigmat. Verwendet wurden Planfilme oder Platten, die vor einer Aufnahme immer umständlich im Dunkeln in die Kassetten eingelegt werden mussten.

Spontane Schnellschüsse waren damit kaum möglich. So waren es weitestgehend Aufnahmen von Personen, einzeln oder in Gruppen. Die Schärfe wurde über die Mattscheibe eingestellt, dann wurde die Mattscheibe gegen den Film oder die Platte ausgewechselt, es folgte die Aufnahme, meistens mit der doch sehr schweren Kamera auf einem Stativ.

Ein solches Foto brauchte für die Vorbereitung seine Zeit, und die später folgende Entwicklung und die Erstellung eines Abzuges in der abgedunkelten Küche natürlich auch.

Im „zarten Alter“ von acht Jahren durfte ich dann meinem Opa in allen Phasen assistieren. Ich war begeistert. Mit der Folge, dass ich dann mit zehn Jahren meine erste eigene Kamera bekam. Eine Bilora Radix, Kleinbild 24 x 24 mm, mit Objektiv 3,5/38 mm. Verwendet wurde ein Karat-Film (später Rapid-Film genannt) von Agfa. Der Kaufpreis betrug 64 Deutsche Mark, zuzüglich Kosten für die Bereitschaftstasche, damals ein stolzer Preis.



In dem Jahr wurde ich auf das Mariengymnasium Jever umgeschult. Ich war in meinem Jahrgang der einzige Schüler mit einem eigenen Fotoapparat. Das hatte zur Folge, dass ich alle Ereignisse des Schullebens fotografisch festhalten durfte,

Klassenausflüge, Schulveranstaltungen, bis hin zum Abtanzball im „Deutschen Haus“ mit unserer Tanzlehrerin (und Ausbilderin in Etikette) Lilli Offermann.

Die Begeisterung für die Fotografie hat mich nie losgelassen. Die Technik der damals noch analogen Apparate, die Erlebnisse beim Entwickeln und Vergrößern. In der Schule, die nach einem Umbau auch ein Fotolabor erhielt, durfte ich die Arbeitsgemeinschaft Fotografie leiten.

All das machte aus mir nach dem Schul- und Berufsabschluss einen Sammler von „Fotografischen Apparaten“, neuen und alten, bis heute.

Als die digitale Fotografie aufkam, war ich natürlich auch dabei. Mit einer bezahlbaren Ricoh Caplio G 3, Ricoh Zoom Lens, f=5,5-16-5 mm, 1:2,6-4,7. Die Kapazität der Speicherkarten lag im MB-Bereich, nicht im GB-Bereich.

Mit der digitalen Fotografie wurde das Aufnehmen und Gestalten von Fotos einfacher, schneller und vor allem auch preiswerter.

Die technische Entwicklung der Fotografie schreitet immer schneller voran. Der Kauf von Fotoapparaten wird zurückgehen. Die Aufgaben übernehmen inzwischen Mobiltelefone, Handys mit zum Teil hervorragenden eingebauten Kameras. Man hat sie immer dabei, mit ihnen können wir alles festhalten, was uns wichtig (oder auch unwichtig) erscheint.

Für mich aus der älteren Generation geht immer noch nichts über einen richtigen Fotoapparat. Immer wieder nehme ich meine „Schätzchen“ in die Hand. Die Gedanken gehen Jahrzehnte zurück. Fotografiegeschichte und –geschichten.

Dem technischen Fortschritt können wir uns aber nicht verschließen.

Jörg Furch

Hedi Glock

Geboren 1947 und aufgewachsen in Stade. Seit 1980 ist das Emsland ihre Wahlheimat. 2008 begann sie mit der Fotografie, Schwerpunkt sind Spiegelungen jedweder Art.



Frölich & Kaufmann

Nein, das sind nicht die Namen der beiden noch sehr jungen Herren – höchstens 18, schätze ich mal – die dort vor sorgfältig arrangierter Kulisse und im bestimmt geliehenen Outfit beim Fotografen posieren. Bei Frölich & Kaufmann handelt es sich um einen Berliner Verlag, dessen Schwerpunkt auf Kunst und Archäologie liegt. Das Foto zierte die Rückseite eines Kataloges des Verlages – das ist aber schon etliche Jahre her.

Der junge Mann links auf dem Bild ist mir völlig unbekannt. Er scheint aber ein Freund des anderen zu sein, der zu der Zeit das Lehrerseminar in Bederkesa, Niedersachsen, besuchte, und ist wahrscheinlich auch ein Lehramtskandidat.

Der junge Mann mit den dunklen Augen und sinnlichen Lippen hieß Wilhelm Ebel und stammte aus Bienenbüttel in der Lüneburger Heide, wo er als Sohn eines Bahnhofwärters in ärmlichsten Verhältnissen aufwuchs. Sein Vater – Heinrich Ebel – war ein uneheliches Kind und hat wohl nie eine Chance auf so etwas wie höhere Bildung gehabt. Seine Mutter war Magd auf einem Bauernhof gewesen und war vom Dienstherrn geschwängert worden. Heinrich saß in der Schule direkt neben dem ehelichen Sohne des Bauern. Sie sollen sich wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlichgesehen haben.

Heinrich heiratete ziemlich früh, denn sein Sohn Wilhelm kam 1884 auf die Welt, da war der Vater 24 Jahre alt. Nach ihm kam eine Schwester, die aber schon als Kleinkind starb.

Und so ging er zur Schule, und dem Lehrer fiel die Begabung des Jungen auf. Wilhelm lernte schnell und leicht und besaß eine Art von trockenem Humor, die zu der Zeit in dieser Gesellschaftsschicht sicher unüblich gewesen ist.

Der Pastor des Ortes nahm sich seiner an und entschied: Der Junge soll eine bessere Zukunft haben als sie seinem Vater beschieden gewesen war. Er rief die Gemeinde zu Spenden auf, um Wilhelm auf die „Präparande“ zu schicken, also auf eine Schule, die als Abschluss eine Art Abitur bot, welches zum Studium auf dem „Seminar“ berechnete. Hier wurden Volksschullehrer ausgebildet. Ich möchte zu gerne glauben, dass der Großbauer, sein Großvater, dieses Stipendium kräftig unterstützt hat. Das ist aber wahrscheinlich nur eine sentimentale Annahme.

Das Foto wird während seiner Seminarzeit aufgenommen worden sein und hat bestimmt im Wohnzimmer der Eltern einen Ehrenplatz gehabt. Wilhelm, das einzige Kind – ein Lehrer! Sein Vater wird es unaufgeregt zur Kenntnis

genommen haben. Er soll ein freundlicher und ruhiger Mann gewesen sein. Ich erinnere mich gut an seinen Grabstein: Heinrich Ebel 1860 – 1940.

Wenn ich Wilhelm mit einem Wort charakterisieren soll, dann fällt mir spontan „arglos“ ein. Und arglos blieb er sein Leben lang, praktisch bedürfnislos, voller Humor und ein nie versiegender Quell von Märchen und Geschichten. Er liebte seine Schüler, und alle Kinder liebten ihn. Sie machten Gedichte, die seine ausgesprochen lange Nase zum Gegenstand hatten, und er schmunzelte nur darüber. Oft saß er in seiner Gartenlaube, umringt von einem Kreis andächtiger Zuhörer, die den Märchen lauschten, die er erzählte – ziemlich unorthodox, übrigens. Als Hänsel und Gretel sich von der bösen Hexe befreit hatten, was taten sie da? Sie fuhren mit dem Moped in die Stadt zur Sparkasse und brachten das Gold auf ihr Sparbuch ...

Jahrzehntelang war er Schullehrer in einem kleinen Dorf in Niedersachsen, wo er seiner großen Leidenschaft, der Imkerei, nachgehen konnte. Ansonsten verlangte er nichts vom Leben, was seine Frau zutiefst erbitterte. Wilhelm hatte nämlich Therese geheiratet, eine Bauerntochter, die ihn mit Sicherheit nicht aus Liebe zum Mann genommen hatte, sondern um der schweren Arbeit und dem despotischen Vater zu entfliehen. Therese war intelligent, von beißendem Witz, ideenreich, weitsichtig, tatkräftig und ein Organisationstalent – alles Dinge, die ihrem Mann abgingen, ja, man könnte ihn fast verantwortungslos nennen, aber nur, weil ihm die Idee von Verantwortung seiner Familie gegenüber gar nicht kam. Dafür hatte er ja Therese, „Resi“ genannt. Sie war es dann auch, die die beiden Töchter auf das Gymnasium schickte, ein Auto anschaffte – sie soll viel besser Auto gefahren sein als ihr Mann – und die nach dem zweiten Weltkrieg ein Häuschen baute.

Sie war ihrem Mann in jeder Hinsicht überlegen und ließ es ihn spüren. Sie tat alles, und niemand liebte sie dafür. Wilhelm ging gewissermaßen freundlich schlafwandelnd durch die Welt, und alle liebten ihn. Resi hatte für ihn, ihre eigenen Kinder und Enkelkinder nur Verbitterung und Verachtung.

Ich habe meine Großmutter immer gefürchtet und – natürlich – meinen Großvater Wilhelm sehr geliebt. Von ihm habe ich die Freude am Erzählen und den Wortwitz geerbt. Im Nachhinein verstehe ich meine Großmutter Resi, die einfach mindestens 50 Jahre zu früh geboren worden war und nicht das Leben führen konnte, das ihren Fähigkeiten entsprochen hätte. Lebte sie heute, wäre sie bestimmt Chefin eines florierenden Unternehmens – aber wahrscheinlich auch gefürchtet von ihren Angestellten.

Wilhelm ist bei bester Gesundheit 85 Jahre alt geworden – niemals krank. Er hat im August 1969 die ganze Nacht aufgesessen, um die erste Landung von Menschen auf dem Mond zu verfolgen. „Ich habe die erste Glühlampe erlebt, das erste Auto, das erste Flugzeug – nun will ich noch sehen, wie Menschen auf dem Mond landen“ sagte er.

Danach war er zufrieden, war lebenssatt und starb still und friedlich im November desselben Jahres.

Der porzellane Kopf seiner Meerschampfeife, auf dem ein Abbild des Seminars in Bederkesa zu sehen ist sowie die Namen seiner Kommilitonen des Abschlussjahrgangs 1906, hat einen Ehrenplatz in meinem Arbeitszimmer. Vielleicht findet sich darunter auch der Name seines Freundes und Kommilitonen, der mit ihm auf dem Foto abgebildet ist.

Ich schreibe diese Erinnerungen an meinen unvergessenen Opa an dem Schreibtisch aus Eichenholz, den er sich im gleichen Jahr zugelegt hatte.

Sylvia Laing

Geboren 1968, Ur- und Wiederwahlostfriesin, 2014 flammte das Interesse an der Fotografie wieder auf. Schwerpunkte: gestische Fotografie, Spiegelungen aller Art, Bewegung im Bild, extreme Makroaufnahmen, Licht und Schatten, stark durch Bildbearbeitung veränderte Motive.

Der Holocaust - oder die angestrebte Vernichtung einer vermeintlichen Gefahr – Vergessen nicht zulässig!!

Albrecht Weinberg ist für mich der Inbegriff der Vergangenheitsbewältigung und gleichzeitiger Mahnung, dass so ein Verbrechen nicht noch einmal passieren darf. Sein Engagement verfolge ich interessiert von Anfang an und möchte hiermit ein Zeichen setzen, dass die Wichtigkeit seines Bestrebens unterstreicht.

Der Lauf des Lebens bedingt es, dass in der Zukunft alle verstorben sind, die noch aus 1. Hand sowohl vom Holocaust als auch davon, was dazu geführt hat, berichten können. Und damit stirbt auch die direkte Verbindung zu den Geschehnissen. Zwar können Medien uns diese nahe bringen. Aber niemand kann mehr bestätigen, was das wirklich bedeutet hat oder kann einen Zweifler persönlich vom Gegenteil überzeugen. Auch andere Geschichtsereignisse zeigen uns, dass die Generationen, welche es weder selbst erlebt haben oder niemanden mehr kennen, der es selbst erlebt hat, nicht mehr ohne Weiteres nachvollziehen können, welche Umstände die Menschen bewegt hat zu handeln wie sie gehandelt haben.

Das beste Beispiel dürfte die Wiedervereinigung in Deutschland sein. Wer im Alter von 30 Jahren oder jünger kann noch nachvollziehen, wie es damals in der DDR war?? Damit schwindet auch das Verständnis für die Sorgen, Nöte und auch Forderungen derjenigen, die das System erlebt haben.

Das ist jedoch nicht vergleichbar mit dem Holocaust und den Geschehnissen im 3. Reich. Menschen wurden allein aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit (Juden), ihrer Volkszugehörigkeit (Sinti und Roma), sexuellen (Homosexualität), politischen (Kommunisten) Orientierung oder ihrer Behinderung erniedrigt, geschändet und getötet. Dasselbe oder ein ähnliches Schicksal erwartete Menschen, die den vorgenannten Personen helfen wollten. Aus Angst vor den Konsequenzen wurden normale Bürger zu Denunzianten, verleugneten Ihre

Nachbarn und Freunde. Sie wurden so zu Gehilfen des Systems. Die Dimension des Unfassbaren ist so extrem, dass die Menschen, die auf der Täterseite standen, entweder immer noch von der Richtigkeit überzeugt sind oder sich derart schämen oder geschockt sind von ihrer eigenen Handlungsweise, dass sie entweder alles verdrängen oder nichts erzählen. Frei nach dem Motto: Es kann nicht sein, was nicht sein darf oder dass irgendwann Gras darüber wächst. Das hat dazu geführt, dass ich in meiner eigenen Familie nichts erfahren habe über die Geschehnisse der damaligen Zeit.

Das gibt es heute nicht mehr?

Wir sollten doch mal die Vergangenheit ruhen lassen?

Die Medien und staatlichen Institutionen werden schon dafür sorgen, dass ein Aufschrei durch die Republik geht?

Die Menschen sind heute viel aufgeklärter und würden es nicht soweit kommen lassen?

Weit gefehlt. Ich behaupte, dass es sich auch heute genau so oder ähnlich wiederholen könnte. Schlimmer noch. Die Umstände ähneln sich heute mehr denn je. Populistisches Gedankengut ist wieder weit verbreitet. Meinungsbildende Texte erreichen zusätzlich in Sekundenschnelle ein Millionenpublikum.

Mir persönlich hat das Buch „Die Welle“ von Morton Rue die Augen geöffnet. Ich bin meinen Lehrern heute noch dankbar, mir dieses Buch nahe gebracht zu haben.

Wer

...ist nicht schon einmal einer populären Meinung erlegen, weil er mit der bestehenden Situation unzufrieden war?

...hat nicht geholfen, weil es zu gefährlich oder unangenehm erschien (und dabei ging es nicht zwangsläufig um Leben und Tod)?

...hat Aufgaben erledigt, die einem fragwürdig erschienen aber nicht weiter nachgefragt oder aufbegehrt, weil es sonst auch keiner macht?

...hat jemanden in einer eigenen Notsituation unterstützt, weil man vermeintlich persönliche Vorteile dadurch erwartet hat?

...hat Menschen anderer Nationalität mit anderen Augen gesehen, weil einem die öffentliche Meinung derartiges suggeriert?

Ertappt? Herzlichen Glückwunsch, Sie sind nicht allein oder in der Minderheit!

Mag es noch so unbedeutend sein, genau das ist der Stoff, der solche Entwicklungen begünstigt oder erst ermöglicht. Und die Ängste sind heute groß. Unbeschwertheit war gestern. Corona-Folgen, Kriegsängste und damit verbundene Zukunftsängste schüren Unsicherheiten und polarisieren. Trotz sozialer Medien gelingt es bestimmten Menschen oder Parteien immer noch Ängste vor Fremdem zu befeuern oder vielleicht wegen der sozialen Medien?

Der Spruch: „Man muss die Vergangenheit doch mal ruhen lassen“ ist mir schon häufiger begegnet. Ich frage: Warum? Damit man stolz auf sein Land sein kann? Kann man nicht gerade darauf stolz sein, dass man die Vergangenheit offen bewältigt? Ich bin sogar überzeugt davon, dass man an den Holocaust erinnern **MUSS** um ein Bewusstsein dafür aufrecht zu erhalten, zu was Menschen aus diskriminierenden oder rassistischen Beweggründen heraus fähig sind. Es braucht eine dauerhafte Sensibilisierung für entsprechende Verhaltensweisen. Diskriminierung und Rassismus gab es damals wie heute. Das ist auch kein rein deutsches Problem. Aber unsere Geschichte ist Mahnung und kann uns gleichzeitig helfen, diesen Fehler nicht noch einmal zu begehen. Sie muss nur erzählt und somit in den Köpfen verankert werden. Das wird immer wichtiger mit dem Wegfall persönlich Betroffener.



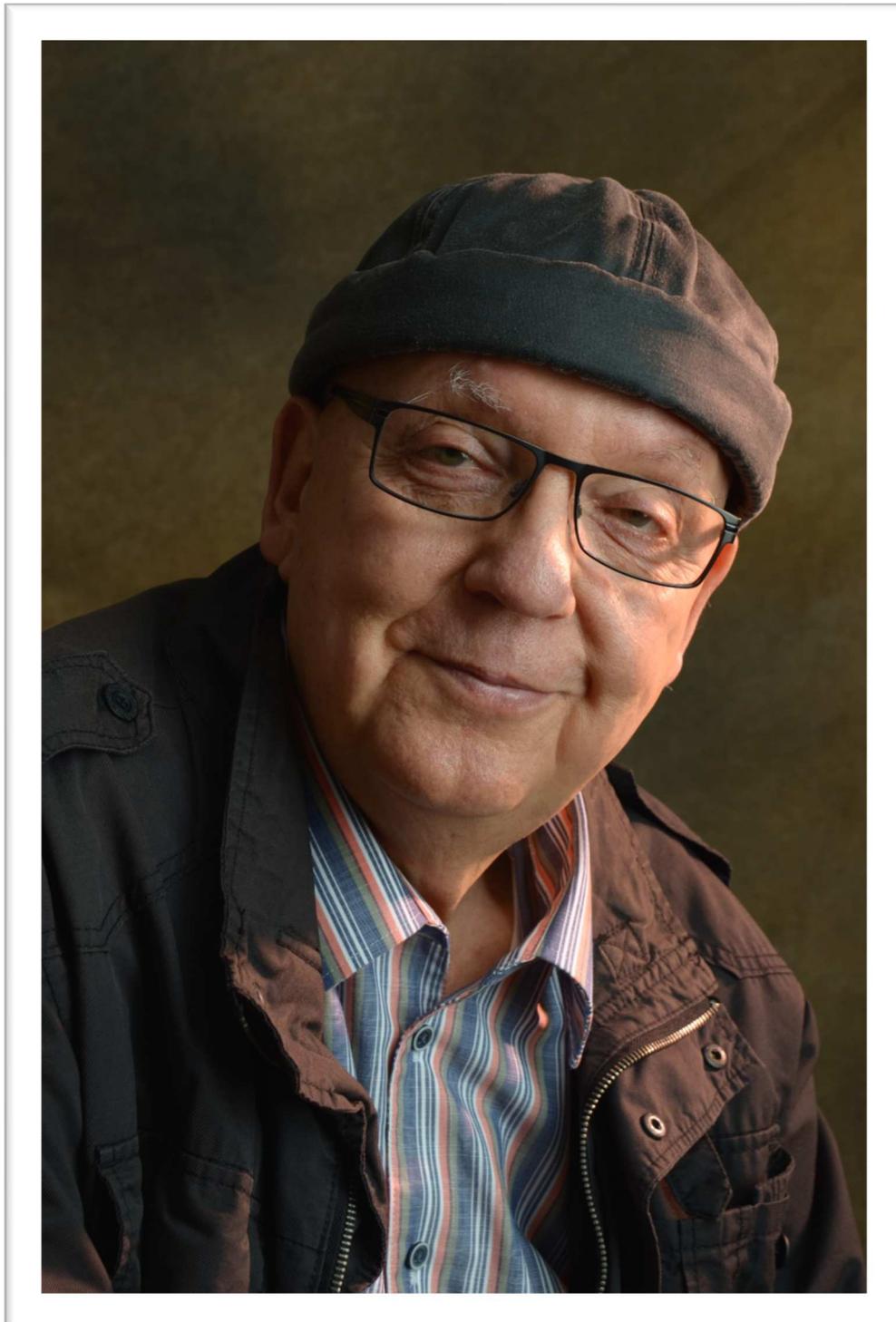
Albrecht Weinberg bringt Interessierten unermüdlich das Unfassbare in unter die Haut gehender Weise nahe, so dass die Zuhörer es verinnerlichen und weitertragen. Er sät den Samen, den es braucht, um das Bewusstsein aufrecht zu erhalten.

Daher widme ich meinen fotografischen Beitrag zum Thema „(un)vergessen“ Albrecht Weinberg und hoffe dass auch Sie seine Mission in die Welt hinaustragen, damit sie nicht mit seinem Ableben zu Ende geht. Seien Sie ein Teil dieser Mission.

Gerne bin ich bereit den Beitrag zu verbreiten und dafür zu sorgen, dass das Unfassbare unvergessen bleibt. Ideen und Angebote gerne unter: sylvia.laing@web.de

Ernst-Otto Sommerer †

Geboren 1949 in Stade, dort und in Oldenburg aufgewachsen, wechselte 1970 ins Ruhrgebiet, neue Wahlheimat im Ruhestand war das Emsland. Seine Schwerpunkte waren Landschaftsmotive und Aufnahmen zu den Themen Mühlenkultur, System der alten Fehnkanäle und Architektur des hiesigen Raums.



Ernst-Otto Sommerer war nur knapp 9 Jahre Mitglied im Kunstkreis Rhauderfehn – aber was waren das für 9 Jahre!

EO, wie er von fast allen genannt wurde, war ein leitender Angestellter der Stadtverwaltung Dortmund gewesen und kam nach Beendigung seines Arbeitslebens nach Papenburg.

Hier bekam er schnell Kontakt zum Kunstkreis und konnte nun das ausleben, was ihn begeisterte: Kreativität, gepaart mit der Gestaltung von Projekten.

Die Fotogruppe des Kunstkreises wurde seine künstlerische Heimat, und er drückte ihr schnell seinen Stempel auf.

An Ideen mangelte es ihm nie, im Gegenteil. „Du, ich habe eine Idee!“ war ein Satz, den ich fast täglich hörte. Er war an vielen Ausstellungen maßgeblich beteiligt und beschränkte sich nicht nur auf die Fotografie, sondern verband sie mit dem Erstellen von Katalogen oder Büchern. So entstand z.B. zum Ausstellungsthema „Wasser“ ein beeindruckendes Lesebuch, in dem von einer großen Anzahl von Autoren über Wasser in all seinen Facetten geschrieben ist.

Er schrieb Bücher und Gedichte und gründete zusammen mit seiner Lebensgefährtin, Hedi Glock, einen Verlag.

Das ambitionierteste Projekt war aber sicher die Ausstellung „250“. Rhauderfehn beging 2019 seinen 250. Geburtstag, und es war Eos Idee, insgesamt 250 Fotos von uns acht Fotografen von der Ortschaft zu machen, die ihre ganz persönliche Sicht auf Rhauderfehn darstellte. Diese Bilder - alle im selben quadratischen Format – wurden mit Passepartouts versehen und an Haken an weißen Gittern, sog. Rankhilfen, aufgehängt und dem Publikum präsentiert.

Ein durchschlagender Erfolg und unvergesslich. Die Ausstellung blieb nicht nur auf Rhauderfehn beschränkt, sondern fand ihren Weg bis hin nach Görlitz, später dann auch nach Eberswalde. Er hatte sich so sehr auf den letzteren Ausstellungsort gefreut, aber er sollte ihn nicht mehr erleben.

Der jetzt hier hängenden Ausstellung hat er das Thema und den Namen gegeben: (un)vergessen.

EO, im Kunstkreis Rhauderfehn wirst du unvergessen bleiben.

Bertold Ukena

1948 geboren und aufgewachsen in Ihrenerfeld, befasst sich seit seiner frühesten Jugend mit der Fotografie. Seine Motive findet er hauptsächlich „Outdoor“.



Landleben 1960er Jahre

Im Dorf wurde plattdeutsch gesprochen, natürlich auch bei uns zuhause. Deshalb ist dieser Abschnitt in plattdeutsch geschrieben. Die Übersetzung befindet sich auf der letzten Umschlagseite.

Domaals gaf dat noch nich vööl Buren, de een Trecker harrn, tomindest nich in uns Dörp. Und so spannte uns Noaber Deddo Cramer sien Perd vör de Gaubelwender. Rechts is dat Achterhuus van Weertskup Borchers to seen.

Mien Ollen harrn groot Tuun, mit Tuffels, Afen, Bohnen, Grönnkohl, Kürbis undsowieder, de meesttied min Moder bearbeiden de, denn mien Vader was dagsöver warken up Landraatsamt in Leer. Stolt was mien Moder up de groot Kürbisernte. Se harr sük ok extra een Tuuntiedschrift abonneert, de heet „Der Garten als Jungborn“.

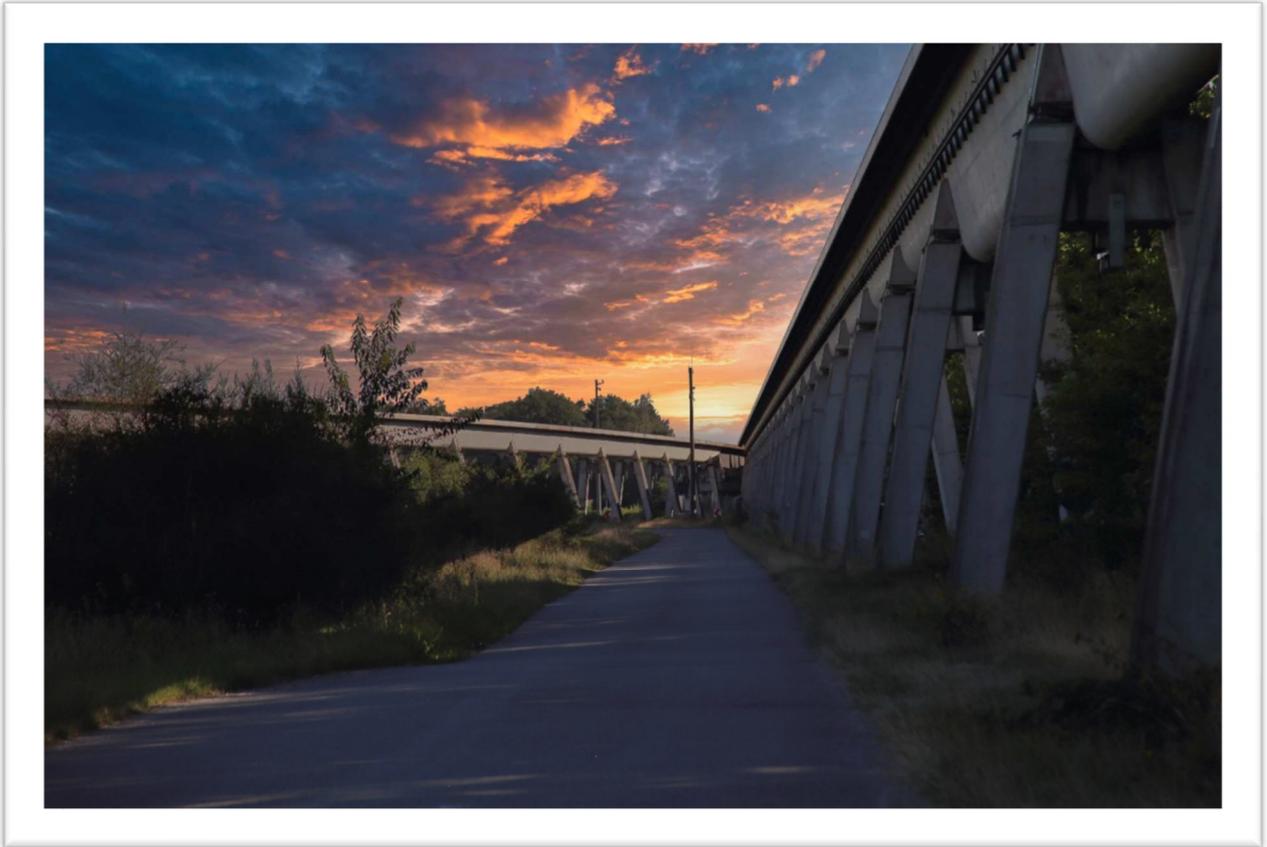
Af un to wuur de Hei ok eenfach mit Förk umlegt, as hier van mien Vader un mien Tant „Lin“, de eigentlich „Engeline“ heeten de und mit hör Süster un hör Süsterdochter de Weertskup Borchers bedreef.

Tant „Lin“ was een lüttje Minske, de vielleicht 50 kg up Woog brogg, auber se was toij. Tweemaal an Dag fohr se mit hör oold Fohrrad mit twee Melkbummen an't Stüer een km naut Land, wor de dree Köje stunden.

Wintertied, dat was Schlachttied und Grootkampfdag. De Husschlachter, Heere Bley, broch mörgens sien Reev mit, dat was een Bolzenschöter, Messten, Borstenkraber und noch verschedene anner Kraam. Dat Swien wuur erst rammdösig mukt und mit een Steek in de Halsschlagauder doodmukt. Dat Blood wuur in een Schöllel upfangen, um Bloodwurst dorut to maken. In een Trog wuur dat Swien wuschen un de Bössels ofkrabt. Dann wuur dat Deer up een Ledder leggt un an de Huusmüür ofstellt. Och jau, tüksendör gaff dat immer mool en Söpke.

Anner Dag wuur de Swien zerleggt, gewürzt un weerverarbeit. De Schinken un de Mettwursten quammen in Rökelkaumer van Schlachter Bley. Verschedene Schlachtkraam wuur inkokt oder in Döusen mookt, de dann nau Wildeboer in Jerove brocht wurden, de de dann dicht mookt het. Wenn alns erledigt was, gaff dat Snirtje, watt lecker!

De Schinken wuur erst anschneden, wenn to erstmaul de Kuckuck ropen de.



Transrapid Versuchsstrecke in Wipplingen

Die Bauarbeiten der Versuchsanlage begannen 1980. Drei Jahre später fuhr erstmals der ferngesteuerte Transrapid 06. Die komplette Teststrecke war 1988 fertiggestellt und es wurde der Dauerbetrieb aufgenommen. Im Laufe der Zeit wurde eine Höchstgeschwindigkeit von 450 km/h erreicht.

Jetzt ist Deutschlands Versuchsstrecke im Emsland abbruchreif. Die 32 km lange Anlage hat sich nie von ihrem schwärzesten Tag, dem 22.9.2006, erholt. Damals starben 23 Menschen, als ein Transrapid auf ein vergessenes Wartungsfahrzeug prallte.

Um an die Magnetschwebetechnik zu erinnern, hat ein Förderverein das Besucherzentrum in Lathen wieder eröffnet. Es wird ehrenamtlich betrieben und ist nur an Wochenenden geöffnet.



Ziegelei Midlum

Eine erste Erwähnung einer Ziegelei in Midlum stammt aus dem Jahr 1650. Tiefgreifende Neuerungen, wie z.B. ein neuer Ringofen und die Einführung des Dampfbetriebes gegen Ende des 19. Jahrh. führten zu einer Mechanisierung der Ziegelproduktion. Während einer Sturmflut im Jahre 1954 kam es zu einer schweren Überflutung. Wasser drang in das Gebäude ein und beschädigte den Ofen schwer. 1962 kam es bei einer weiteren sehr schweren Sturmflut zur erneuten Überflutung. Das Wasser stand auf dem Gelände bis zu 1,50 m. Zehn Jahre später wurde der Betrieb als Folge der Ölkrise aus Rentabilitätsgründen eingestellt.

Erst 1998 wurde der Ziegelverein Jemgum als Trägerverein für ein Museum gegründet. Erste Arbeiten begannen im selben Jahr. Das Gebäude in Midlum war vollkommen marode, das Dach weitgehend eingestürzt und der Ringofen nur noch zur Hälfte erhalten. Es gab keine Originalmaschinen und alle Installationen waren von den Wänden gerissen.

Das Museum zeigt den Werdegang vom Klei zum Klinker. Anhand von Original-Werkzeugen kann die Herstellung des Ziegelsteins demonstriert werden.

Übersetzung Landleben 1960er Jahre:

Damals gab es noch nicht viele Bauern, die einen Trecker besaßen, zumindest nicht in unserem Dorf. Und so spannte unser Nachbar Deddo Cramer sein Pferd vor dem Gabelwender. Rechts ist die Rückansicht der Gastwirtschaft Borchers zu sehen.

Meine Eltern hatten einen großen Nutzgarten, in dem Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Grünkohl, Kürbisse usw. zu finden waren. Er wurde überwiegend von meiner Mutter bearbeitet, denn mein Vater war tagsüber tätig im Landratsamt Leer. Stolz war meine Mutter über die große Kürbisernte. Sie hatte auch eine spezielle Gartenzeitschrift abonniert: „Der Garten als Jungborn“.

Ab und zu wurde das Heu auch einfach mit der Forke gewendet, so wie hier dargestellt, von meinem Vater und meiner Tante „Lin“, die eigentlich „Engeline“ hieß und mit ihrer Schwester und ihrer Nichte die Gastwirtschaft Borchers betrieb.

Tante „Lin“ war eine zierliche Frau, die vielleicht 50 kg auf die Waage brachte, aber sie war zäh. Zweimal täglich fuhr sie mit ihrem alten Fahrrad mit zwei Milchkannen am Lenker einen Kilometer zu ihren drei Kühen.

Winterzeit, das war Schlachtzeit und das wiederum bedeutete Großkampftag. Der Hausschlachter, Heere Bley, brachte morgens seine Utensilien mit, das waren ein Bolzenschießer, Messer, Borstenkratzer und noch verschiedene andere Sachen. Das Schwein wurde erst betäubt und dann mit einem Stich in die Halsschlagader getötet. Das Blut wurde in einer Schüssel aufgefangen, um Blutwurst daraus zu machen. Das Schwein wurde in einem Trog gewaschen und die Borsten wurden abgekratzt. Dann wurde das Tier auf eine Leiter gelegt und an der Hausmauer aufgestellt. Ach ja, zwischendurch gab es immer mal einen Klaren.

Am nächsten Tag wurde das Schwein zerlegt, gewürzt und weiterverarbeitet. Der Schinken und die Mettwürste kamen in die Räucherammer von Schlachter Bley. Verschiedene Produkte wurden eingekocht oder in Dosen eingelagert, die dann zu Wildeboer in Ihrhove gebracht wurden, der die Dosen luftleer verschloss. War alles erledigt, gab es Snirtje, sehr lecker!

Der Schinken wurde erst angeschnitten, wenn zum ersten Mal ein Kuckucksruf zu vernehmen war.